

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63384-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Das Schlimmste, was uns nach der Schule oder dem Studium widerfährt, ist nicht der Kredit, den wir abbezahlen, oder die Trennung von der Langzeitbeziehung. Es ist die Diagnose: 40 Jahre Erwerbsarbeit. Als Kind der Neunziger, das schon in der Vorschule pädagogisch sorgfältig vermitteltes Englisch lernte und seine Geburtstage fröhlich bei McDonald's feierte, habe ich vieles nicht kommen sehen. Ich dachte tatsächlich, dass mich nach jahrelangem Bulimie-Lernen und unterbezahlten Uni-Jobs etwas erwarten würde, das nicht nur auf LinkedIn nach Traumjob aussah, sondern verdammt noch mal in der Realität ein bisschen mehr nach Würde als nach Abfuck schmeckte.»

**Bianca Jankovska**, 1991 als Tochter einer Slowakin und eines Österreichers in Wien geboren, wuchs im Arbeiterbezirk Donaustadt auf. Sie arbeitete als Rezeptionistin im Fitnesscenter, als Sekretärin, Hundesitterin und Aktenschlichterin – bevor sie als Erste in ihrer Familie studierte.

Nach dem Studium der Publizistik und Politikwissenschaft war sie am Aufbau der Redaktion *Bento* für *Spiegel Online* beteiligt. Ihre Texte sind seither auf *Zeit Online*, *ze.tt*, *watson.ch* und *watson.de*, *Refinery29*, in der Wiener Wochenzeitung *Falter* und vielen anderen erschienen. Sie lebt als freie Autorin, Social-Media-Konzepterin und Dozentin für neue Medien in Berlin.

Bianca Jankovska

**Das Millenial-Manifest**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Reinbek bei Hamburg, November 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung zero-media.net, München

Umschlagabbildung FinePic®, München

Satz aus der Diogenes

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63384 3

# Inhalt

Widmung

Inhalt

Prolog Wie soll ich das alles die nächsten 50 Jahre aushalten?

Teil eins Kann das Liebe, oder ist das weg?

Jetzt mal unter uns: Keiner hat Lust, «sich kennenzulernen»

«Sich rar zu machen» ist einfach nur ein saudummer Ratschlag

Entschuldigung, bist du öfter hier?

Liebe auf «das erste Desinteresse» ist der bessere «erste Blick»

Please Dude, #dontfollowme

Der Topf zu meinem Deckel heißt Selbstwert  
Social Media wurde nicht erfunden, um es heiratenden Paaren zu überlassen

There is no such thing as «sich ausleben»

Breaking-News: Frauen haben Sex mit Musikern - und nicht umgekehrt

Gebt es doch zu, wenn euch eine Romanze wichtiger ist als eine Freundschaft

Wenn schon «alle Guten» weg sind, ja was machen dann wir noch hier?

Teil zwei Willkommen in der Ellbogengesellschaft

«Wähle einen Beruf, den du liebst, und du brauchst keinen Tag in deinem Leben mehr zu arbeiten» - was für ein Riesenbullshit

Kannst du bitte dein MacBook mitbringen?

(Nein)

Dein Arbeitsethos ist umsonst: Sei einfach so schlecht wie alle anderen

Eine 40-Stunden-Woche ist nichts weiter als  
Menschenquälerei  
«Eine Karriere wacht nie morgens auf und sagt,  
dass sie dich nicht liebt» - und ob!  
Nein, ich möchte mich heute nicht über deinen  
Tag unterhalten  
Praktika sind das Letzte  
Können wir nicht lieber gleich zusammen das  
Patriarchat abschaffen?  
WhatsApp-Gruppen sind die Dickpics der Unter-  
nehmenskommunikation  
«Du bist eine starke Frau» zählt nicht als Kom-  
pliment  
Im Team brainstormen ist wie Lebenszeit im Klo  
runterspülen  
«Du verkaufst dich total, Liebes!»  
Warum genau haben wir eigentlich aufgehört,  
auszugehen?  
Wut ist auch eine Form von Selbstrespekt

Teil drei Namaste My Ass

Hallo, kann irgendjemand bitte dieses Social  
Media abdrehen?  
#Sorrynotsorry, aber mein Lächeln ist privat  
Heute im Angebot: «Alleine reisen» als Angst-  
störung in der praktischen Travel-Edition  
Wir machen die Weltreise «eher so Low Bud-  
get»: egoistisch, oberflächlich und kurzsichtig  
Dein Yoga-Travel-Account ist gar nicht das Pro-  
blem  
Danke, aber ich scheiß auf mein neues Hobby  
Konzerte sind etwas für Menschen, die gerne  
auf dem Boden sitzen  
Eine Clique passt nicht zu meinem Abgren-  
zungsbedürfnis

Platz 1 der größten Enttäuschungen seit dem  
Maturaball: Geburtstagsfeiern

Nachwort

Literaturverzeichnis

Für uns

[...]



# Prolog

## Wie soll ich das alles die nächsten 50 Jahre aushalten?

*Berlin, Juni 2018.*

Es ist spät an diesem Mittwochnachmittag, als ich beschließe, joggen zu gehen. Ich bin gerade bei der zweiten Runde, da ruft mich eine unbekannte Nummer an. Der Bildschirm meines Smartphones blinkt nervös.

Normalerweise würde ich jetzt nicht abheben, weil ich Feierabend habe, aber ich tue es trotzdem. Ein bisschen aus Angst, ein bisschen aus Paranoia.

Eine junge Frau am anderen Ende der Leitung fragt, ob ich «kurz Zeit» hätte. *Natürlich* habe ich «kurz Zeit», egal, was ich gerade mache, wie immer bei potenziell lukrativen Gesprächen, obwohl ich gleichzeitig seit Wochen vergesse, meine Babka zurückzurufen. Die junge Frau stellt die Firma vor, für die sie arbeitet, und erklärt, warum sie anruft: Sie möchte mich einladen, einen 30-minütigen *Talk* vor hundertfünfzig Personen zu halten. Ich bin selbständige Autorin und Medienwissenschaftlerin und verdiene mein Geld mit Auftragsarbeiten.

Ob ich kurz und knackig mein Konzept vorstellen könnte, bittet mich die junge Stimme am anderen Ende jetzt ein wenig energischer. Ich habe aufgehört zu laufen. «Wie, jetzt sofort?», frage ich. Die wichtigsten Bullet-Points meiner hart erarbeiteten Kernfähigkeiten liegen für Fälle wie diese säuberlich aufbereitet und geordnet auf meiner Zunge. *Natürlich* kann ich.

Als ich eine Viertelstunde und anderthalb Kilometer später fertig bin mit den möglichen *Insights* und *Learnings*,

mit der situationsangepassten Präsentation meiner selbst und von allem, was zum Gesamtpaket einer beruflich flexiblen Mittzwanzigerin dazugehört, möchte mein Gegenüber zuschlagen. Das fertig ausgearbeitete und verschriftlichte Konzept, so der gedankenlos geäußerte Wunsch zum Schluss, liefere ich dann «am besten noch heute». Was *ich* mir erwarte, schwebt wie die orientierungslose Moskitohorde in der Luft und interessiert wie immer niemanden.

Ob ich noch eine Frage hätte, will die Frau wissen, während ich in meiner zehn Jahre alten Jogginghose schwitzend im Park stehe.

«Wie sieht es denn mit dem Honorar aus?», frage ich. – «Also Honorar haben wir dafür keines vorgesehen», tönt es aus dem Hörer. Aber eine Bühne würde ich bekommen. Ein bisschen Rampenlicht. Aufmerksamkeit für «die anderen Dinge, die ich so tue». «Ja, aber davon kann ich doch meine Miete nicht bezahlen», sage ich mit Blick auf die Bäume vor mir. «Ja, das weiß ich. Aber die anderen Speaker bei uns haben auch kein Geld bekommen.»

Am liebsten würde ich etwas sehr Dummes antworten, wie: «Wenn die anderen vom Hochhaus springen, springst du dann auch?» – aber wir sind nicht mehr im Kindergarten. Wir sind mitten in der Realität einer digitalen Arbeitsgesellschaft angekommen, die sich zwanzig Jahre zu früh vor Robotern fürchtet und gleichzeitig unfähig ist, lebende Menschen gerecht und ihren Fähigkeiten entsprechend zu entlohnen.

In einer Gesellschaft, die Aufmerksamkeit jederzeit guten Gewissens gegen jahrelang trainiertes Handwerk und Studienabschlüsse tauscht, weil Geld nur noch die halbe Miete ist und Menschen, die es eigentlich besser wissen sollten, beteuern, dass das doch «ein fairer Tausch» wäre. So auch die junge Frau am Telefon, die auf meine Entscheidung wartet.

Ich denke über die Vorteile nach. Ich würde kostenlos eine Plattform bekommen, auf der ich meine Talente wie eine Maturareisen-Promoterin anpreisen und vortanzen könnte, woraufhin sich neue Kontakte ergeben würden. Also, eventuell.<sup>1</sup> Garantieren kann mir ein künftiges Honorar natürlich niemand. Jeder ist selbst dafür verantwortlich, «das Beste aus dem eigenen Leben herauszuholen».

Ich frage mich, warum kein Aufschrei durch die Reihen meiner Koleidenden geht? Ob fest angestellt, studierend, vrontierend oder freiberuflich: Warum halten wir nicht zusammen, wenn wir uns schon die grotesken Arbeitsbedingungen teilen? Wo sind all die anderen Menschen, denen irgendwo in Deutschland, in Österreich, in der Schweiz, ja, überall in Europa genau in dieser Minute dasselbe widerfährt?

Kreative und Nicht-Kreative. Warum um Himmels willen können sich klassisch kommerziell agierende Firmen immer noch erlauben, uns nicht zu bezahlen, ohne dass sich das namentlich rumspricht? Beim Handwerker würde auch niemand auf die Idee kommen, ihm den Schlüssel für die Wohnung zu überreichen und seine Arbeit damit als getan und entlohnt abzuhaken. Oder anders gefragt: Warum bekomme ich sonst jedes Mal eine 60-Euro-Rechnung, wenn mir jemand Professionelles bei Montagen hilft?

---

**1** Die Annahme, dass der Werbeeffect Bezahlung genug sei, ist weitverbreitet. Das funktioniert leider nur so lange, wie man als Millennial hauptberuflich mit etwas anderem Geld verdient. Dasselbe gilt für kostenlose Fachartikel, die etablierte Unternehmer als PR-Maßnahme publizieren und damit die Löhne für eine ganze Branche drücken. In dem Moment, in dem ich mein Geld als Fachautorin verdienen möchte, kann ich keine kostenlosen Artikel mehr schreiben. Außer natürlich, Daddy finanziert mich bis an mein Lebensende. Soll es auch geben. Diese Glücklichen.

Ich frage mich: Welches Bild soll die junge Frau am Telefon, von der ich später erfahre, dass sie von ihrem Chef dazu gedrängt wurde, mich zu diesen Konditionen «einzukaufen», von der Arbeitsgesellschaft bekommen, in der gut ausgebildete Frauen wie ich nach drei Universitätsabschlüssen und einem Buchvertrag maximal mit einem «Gratis»-Talk gelockt werden - weil ich es *gerne* mache?

Wir leben in einer Welt, in der so viele dankend und buckelnd in der Hoffnung auf ein wenig Prestige bei kruden Machenschaften mitziehen und sich mies oder gar nicht bezahlen lassen, sodass Machthabende weiterhin nichts ändern müssen und auf dem längeren Ast sitzen bleiben, weil sich ohnehin niemand traut, ihn anzusägen. Als ob unser Wissen nichts wert wäre. Als ob *wir* nichts wert wären.

Es waren viele verschiedene Momente wie diese, in unterschiedlichen Abschnitten meines Lebens, die letztlich in dieses Buch eingeflossen sind. Praktika, die nicht entlohnt wurden. Telefonate, in denen ich kurz davorstand, schlechte Deals zu unterzeichnen, weil mir niemand erklärt hat, was es bedeutet, für sich selbst einzustehen.

Weil mir niemand gesagt hat, dass es okay ist, bezahlt werden zu *wollen*. «Wir müssen holen, was uns zusteht, wir müssen verstehen, was uns genommen wird», schreibt Charlotte Roche in ihrer SZ-Kolumne.<sup>1</sup> Wir sollen nicht denken: Es ist unsexy, geldgeil zu sein. Wir sollen denken: «Meine Arbeit ist geil, du willst mich, du brauchst mich, und du bezahlst gerne dafür.» Mit Geld kann man sich in unserer Gesellschaft nun mal eine Wohnung leisten und das bisschen Freiheit, das an einem guten Tag nach fünfzig E-Mails übrig bleibt.

Geld verhindert ungesunde Abhängigkeiten - sei es vom Partner oder von den Eltern, die heute vielleicht folgenden Fehler als ihren größten erkennen können: mir und meinen Mittelschichtsfreunden damals ein paar Dinge zu viel ver-

sprochen zu haben. Es geht nämlich schon lange nicht mehr ausschließlich ums Finanzielle.

Als Kind der Neunziger, das schon in der Vorschule pädagogisch sorgfältig vermitteltes Englisch lernte und seine Geburtstage fröhlich bei McDonald's feierte, habe ich vieles nicht kommen sehen. Ich dachte tatsächlich, dass mich nach jahrelangem Bulimie-Lernen und unterbezahlten Uni-Jobs etwas erwarten würde, das nicht nur auf LinkedIn nach Traumjob aussah, sondern verdammt noch mal in der Realität ein bisschen mehr nach Würde als nach Abfuck schmeckte.

Mit 25, so hatten es meine Eltern vorgelebt, würde ich mit meiner besseren Hälfte von unserem selbst verdienten Gehalt ein Eigenheim am Stadtrand kaufen, Autos leasen und glückliche Kinder mit skandinavischen Vornamen in die Welt setzen. Die Leichtigkeit, die früher den Übergang von Statusgrenzen bestimmt hat: den Einstieg ins Berufsleben, das eigenständige Wohnen, die Familiengründung. All das, es ist uns genommen worden. Niemand kann mehr darauf vertrauen, dass ein Leben nach altbekannten Mustern verlaufen wird. Und so bin auch ich im Glauben groß geworden, mir stünden die Türen offen, wenn ich anständig in der Reihe stehe - oder zumindest lange genug dagegentretete. Spätestens beim Blick auf meinen ersten Gehaltszettel wurde mir klar: Das mit dem Eigenheim könnte knapp werden, selbst wenn ich für den Rest meines Lebens auf den Avocado-Toast im hippen Deli verzichte, während mir ältere Semester in Range Rovern - ja, genau die, die in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Grundstücke hinterhergeschmissen bekamen und CO<sub>2</sub> verballerten als sei es Koks im Berghain - vorwerfen, «zu viel zu wollen».

Es mag ja sein, dass mich Schule, Eltern, ältere Geschwister und Verwandte auf gewisse Dinge im Leben vorbereitet hatten. Den Eintritt ins Erwerbsleben haben sie vergessen. Die vielen Abende, an denen es mir vor einem

anstehenden Tag voller To-do-Listen, irrelevanten Meetings oder Nachrichten in WhatsApp-Gruppen grauen würde. Die zähen Verhandlungen mit Vorgesetzten, die sich mehr um den Profit als um meine Grenzen scherten. Die ersten Monate und vielleicht sogar Jahre, die ich nach einer 40+-Stunden-Woche zu Hause im Unterhemd auf dem Sofa mit Netflix verbringen würde, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken an etwas anderes als die auferlegten Aufgaben zu fassen. Den Kampf, den ich würde führen müssen, um das zu bekommen, was mir gehört.

Nach unzähligen Semestern, in denen mir an der Universität beigebracht worden war, eigenständig zu denken und Autoritäten zu hinterfragen, sollte ich mich nach Ende des Studiums in festgefahrenen Arbeitsstrukturen wiederfinden, die schon in den frühen Zweitausendern nicht funktionierten.

Von der Schattenseite, heute jung zu sein, möchte keiner sprechen. Es ist leichter, mittels Social Media den Schein eines selbstbestimmten #feelgood-Lebens vorzugaukeln, in dem die Zukunft einer ganzen Generation nichts weiter ist als ein blinder Fleck auf Google Maps. Als ob das Leben nicht so schon anstrengend genug wäre, geißeln wir uns zusätzlich mit nicht entzifferbaren Codes und bedeutungsschwangeren Emojis, deren Interpretationsspielraum im Worst Case einen ganzen Abend mit «He said, she said»-Gelaber einnehmen kann.

Ich sage: Ain't nobody got time for that. Genauso wenig wie für Dates, die sich seit Wochen nicht per WhatsApp melden, dafür aber jede Insta-Story eine Sekunde nach dem Upload streamen, als sei es olympischer Leistungssport. Wir müssen endlich aufhören, an Liebe auf den ersten Blick zu glauben, und stattdessen erkennen, dass der Topf zu unserem Deckel Selbstwert heißt. Egal, in welchem Belang.

Ich habe den Auftrag übrigens nicht angenommen. Ich werde so etwas nicht machen. Heute nicht, morgen nicht, ja, überhaupt nie mehr.

Es folgte eine ziemlich beleidigte E-Mail vom Chef persönlich.

Sie soll nicht die letzte gewesen sein.

## **Teil eins**

### **Kann das Liebe, oder ist das weg?**

Ich gehe auf Online-Dates, seit ich 15 bin. Damals hat das natürlich niemand so genannt, wenn man sich aus dem Kinderzimmer heraus heimlich in MSN-Chats zum Kinobesuch im Cineplexx verabredete. «Menschen aus dem Internet treffen» wurde von Eltern ungefähr demselben Gefahrenlevel zugerechnet wie casual Heroinkonsum.

Es gab eine Seite mit dem attraktiven Namen «Websingles», die sich vermutlich ursprünglich an 45-jährige Bipa-Verkäuferinnen richtete, für uns allerdings wie eine österreichische Version von MySpace funktionierte und im Grunde genommen aus nebeneinander aufgereihten Fotos von Teenagerköpfen bestand, die man vom Schulflur kannte und die sich gegenseitig Digicam-Fotos und Forever-together-Liebesschwüre auf die Pinnwand posteten.

Im Herbst 2007 schrieb mir ein User mit dem Nickname «mani90». Ich kannte ihn nicht persönlich. Vermutlich hatten wir gemeinsame Bekannte, die sich am Wochenende RedBull-Wodka-Kübel in der Dorfdisco teilten und nebenberuflich Ed-Hardy-Kappen versteigerten. Er sah gut aus, sofern ich das durch seine verpixelten Webcam-Fotos beurteilen konnte. Groß, dünn, braune Haare.

Es reichte fürs Erste.

Ein paar Tage später traf ich mich mit ihm am Schwedenplatz auf ein Cola im Köö. Meinen Eltern habe ich irgendeinen Teenager-Blödsinn erzählt (sorry, Mama), damit sie sich wegen des Heroins keine zu großen Sorgen machten.

Ich weiß noch, wie ich die Rolltreppen von der U1 hoch zur Rotenturmstraße gefahren bin, mit meiner Bomberja-



cke, schweißnassen Händen und geglätteten Haaren, die sich schon am Ansatz vom Nieselregen unangenehm kräuselten, und wie er mit seinen graziösen Fußballerwaden erwartungsvoll oben auf mich wartete, als ob er nicht ganz genau wüsste, dass wir beide um 23 Uhr wieder zu Hause bei den Eltern sein müssten.

Er war schöner als auf den Fotos. Was er wohl über mich dachte? Es konnte nichts allzu Schlechtes gewesen sein, denn ab dem darauffolgenden Wochenende steckten unsere Zungen tief im Hals des jeweils anderen.

Von da an wusste ich: Das Prinzip, unbekannte Menschen zu unpassenden Zeitpunkten auf abgelegenen Parkbänken zu treffen, es funktionierte. Es funktionierte, indem es mir regelmäßig neue Körper ins Leben spülte, die mich zwischen Schulende und Schulanfang, zwischen Vorlesung und Vorlesung, Arbeitsalltag und Arbeitsalltag davon ablenkten, ich zu sein.

Zehn Jahre später in Berlin hatte ich die Kim Bar als Treffpunkt vorgeschlagen. Ich mag das, wenn ich eine Bar, in der später Körperflüssigkeiten ausgetauscht werden könnten, noch nie betreten habe. Dann muss ich nicht so tun, als ob ich nicht ohnehin wüsste, wie viel der beste Drink kostet, weil ich ihn vergangenes Wochenende mit jemand anderem probiert habe.

Was sind das für Menschen, die jedes Jahr mit ihrer neuen Freundin in denselben Urlaubsort fahren?

Er war aus Brighton und optisch mit dem einstigen Beuteschema von Hugh Hefner zu vergleichen: blond. Dünn. Hübsch. Genauso groß wie ich. Ein Fakt, den sich der Engländer nicht ins Profil geschrieben hatte.

Es gibt diese Treffen, die ziehen sich von der ersten ungeschickten Frage bis zur herbeigesehnten Verabschiedung anderthalb Stunden später wie eine Mathestunde in

der Unterstufe. Und dann gibt es diese Treffen, wegen denen man beinahe die letzte U-Bahn verpasst.

Der Engländer versuchte erst gar nicht, seine Nervosität zu überspielen oder die Sekunden, in denen wir kurz davorstanden, uns zu küssen, mit rhetorischen Fragen zu füllen. Er war bescheiden in der Art, wie er über sich selbst sprach. Großzügig, wenn es ums Bezahlen der Drinks ging, und anekdotisch brillant bei der Darstellung seiner Vergangenheit in England. Außerdem konnte er fließend Tschechisch, *dobry den milacku*. Welcher Engländer kann das schon von sich behaupten, der nur ein paar Monate in Prag gelebt hat?

Wir hatten zwei Drinks und keine Sekunde Smalltalk zu uns genommen. Es war eines dieser raren, echten *Dates*, das diesen Namen auch verdient; nach dem man das Gefühl hat, wahrhaftig am Leben zu sein und sich in einer aufregenden Phase des irdischen Daseins zu befinden, in dem gleich alles möglich scheint, weil man gerade einem Fremden scheinbar grundlos die intimsten Momente der eigenen Jugend offenbarte, ohne sich später für die ohnehin viel zu selten nach außen getragene Offenheit zu schämen.

Er kam nicht mit zu mir, aber er schrieb mir eine Nachricht, dass er es hätte tun sollen. Gerne würde er mich nächstes Wochenende in die Ausstellung seines Kumpels mitnehmen.

Eine Verbindung wie unsere, die hatte er schon lange nicht mehr in dieser Gewalt erlebt.

\* \* \*

Ich weiß bis heute nicht, was Liebe ist. Ich weiß nur, was sie nicht ist. Nicht kann. Liebe ist nicht dieses beunruhigende Gefühl in der Magen-Darm-Gegend, das automatisch Alarm schlägt, wenn eine Nachricht zu lange auf sich warten und mich wegen dahingesagten Nichtigkeiten grübeln lässt, ob-

wohl ein Treffen abgesprochen war. Liebe ist nicht, wegzufahren für vierzehn Tage, ohne Bescheid zu geben. Liebe ist nicht, vielleicht in fünf Jahren zusammenzuziehen.

Liebe lässt mich durchschlafen. Liebe ruft mich an. Liebe ist zu vergessen, wer ich bin, wenn ich den Rest des Tages funktionieren muss.

Wenn ich jemanden nicht liebe, dann funktioniert diese Katharsis nicht auf Dauer, dann funktioniert sie nur für ein paar Tage, Wochen. Vielleicht Monate, jedenfalls nur so lange, bis ich realisiere, dass sie es nicht tut. Sie hält nicht genuin, und sie funktioniert ganz bestimmt nicht langfristig. Weil etwas fehlt.

Ein Element, das ich bis heute nicht benennen, nicht erzwingen kann. Es ist einfach nicht da. Und es kommt nicht, wenn ich anfangs, in den hintersten Ecken des anderen danach zu suchen.

Ich habe alles versucht.

Gemeinsam in den Urlaub fahren. Im Stadtbad schwimmen gehen. Pommes in die Nase stecken. Geburtstagsfeiern mit Freunden. Zelten in Bayern. In der ÖBB auf dem Zugboden sitzen und schwitzen. Dieses sogenannte echte Leben «einfach mal genießen» und keine Fotos davon posten. Eltern kennenlernen. So tun, bei Kaffee und Kuchen, als ob es Zukunft hätte. Ich habe pflichtbewusst Gefühle und Zukunftspläne vorgetäuscht wie andere die Abgabe ihrer Masterarbeit, warum spricht bitte schön da niemand drüber, weil ich glauben wollte, dass es schon noch kommt. Dass sich der Schalter irgendwann umlegen wird, von nein auf ja, einfach so. Weil ich es will.

Es ist nie passiert.

Auch nicht beim Engländer. Ich habe ihn noch einmal einen knappen Monat später getroffen und dann nie wieder gesehen. Ich habe nie erfahren, was hinter seinem ambivalenten Verhalten steckte. Mal schrieb er mir jeden Tag. Dann drei Wochen gar nicht. Es sind ungelöste Kapitel wie

diese, die wir trotz ständiger digitaler Verfügbarkeit nicht mit uns alleine lösen können, ohne dabei verrückt zu werden.

Wir, die als erste Generation den Luxus genießen, uns nicht um jeden Preis am vorstädtischen Familienideal der neunziger Jahre orientieren zu müssen, stehen vor der Herausforderung, neue Werte und Normen für die Lücken zu etablieren, die die Digitalisierung hinterlassen hat, ohne uns dabei regelmäßig unsere Beziehungsfähigkeit absprechen zu lassen, weil wir nicht sofort mit Mann und Kind ins Reihenhaus ziehen.

Wir müssen darüber sprechen, was es bedeutet, keine Antwort auf eine Frage bei Facebook, dafür ein Herz auf Instagram zu bekommen, und wir müssen erkennen, dass es immer wertlos ist, gehosted zu werden – ganz gleich, wie man beim letzten Treffen auseinandergegangen ist.

Denn egal, ob wir uns online kennengelernt haben oder nicht: Die Art und Weise, wie wir unser Smartphone für den zwischenmenschlichen Kontakt nutzen, ist zu einer neuen Handschrift geworden, die im Zweifel darüber entscheidet, ob eine Beziehung Bestand hat oder nicht.

## Jetzt mal unter uns: Keiner hat Lust, «sich kennenzulernen»

*«Es ist eben so, dass der Versuch, ständig zu gefallen, mit Liebesbeziehungen unvereinbar ist. Früher oder später findet man sich doch in der schrecklichen Schreierei eines Streits wieder und hört Sachen aus dem eigenen Mund kommen, die einem ganz und gar nicht gefallen, Sachen, die das Selbstbild vom fairen, attraktiven, beherrschten, witzigen Menschen, der gefällt, zertrümmern.»*

Jonathan Franzen

Kann sich noch jemand an den Film «50 erste Dates» erinnern? Drew Barrymore spielt darin eine Frau, die ihr Kurzzeitgedächtnis bei einem Autounfall verloren hat und sich in einen Tierarzt verliebt – gespielt von Adam Sandler –, der sie fortan jeden Tag aufs Neue überzeugen muss, bei ihm zu bleiben.

Jeden Tag muss er ihr erklären, warum sie zusammen sind, was sie noch gleich toll an ihm fand, wo ihr erstes Date stattfand. Manchmal geht das gut, und sie fangen am Ende des Tages an, auf hawaiischen Felsvorsprüngen zu knutschen. Manchmal zieht sie ihm eins über.

Die Damen und Herren der Filmindustrie wussten: Die ersten holprigen Momente des Zusammentreffens, die peinlichen Sekunden des Schweigens, bevor beide gleichzeitig eine Frage stellen und dem anderen das Wort abschneiden – all das ist so *hilarious*, so entwürdigend auf eine bewusst ironische Weise, dass die paradoxesten Dialoge für die Nachwelt festgehalten werden müssen wie vergilbte Hochzeitsfotos auf Raufasertapeten.

Schon die Vorstellung eines ersten Dates in Endloschleife lässt meine Eierstöcke absterben. Aus der Reihe «besonders unangenehm»: vor einem Lokal oder Geldauto-

maten auf die Person zu warten, von der man nicht ganz sicher ist, wie sie aussieht, weil man sie entweder im Internet oder beim letzten Vollrausch aufgerissen hat und nicht weiß, in welche Richtung man nach *was* Ausschau halten soll. Wirkt es *obsessed*, jetzt noch aufs Smartphone zu schielen oder, noch komischer vielleicht: eine SMS mit den Worten «Stehe Ecke Lindengasse» zu versenden wie ein Drogendealer?

So aufregend erste Begegnungen auch sein können, mir sind sie mit zu großen nervlichen Nachbeben verbunden. Wann würde endlich der Part kommen, an dem ich offenbaren durfte, wie bedürftig und hungrig ich eigentlich war nach schlaksigen Unterschenkeln und sommersprossigen Oberarmen, die Zeit, in der ich mich automatisch für den nächsten Abend einplanen durfte, ohne dafür eine Genehmigungslizenz einzuholen? Ich wollte straight vom ersten Margarita *genau* da hin (zumindest, bis ich wahrhaftig dort war), und zwar so schnell und mit so wenigen Umwegen wie möglich den Menschen verbrauchen und nicht noch vorher zehn Dates «Kennenlernen spielen» wie eine Partie Uno.

Ich wollte nicht erst um seine Gunst kämpfen und mich im Wochenrhythmus mit allen neuen Frauen, denen er *plötzlich* auf Instagram folgt, vergleichen. Die eine sein, egal für wen. Am besten wie Safari als programmierte Smartphone-Einstellung bei jedem.

Dann könnte ich mir auch für die inhaltsleeren Stunden, die ich für die häppchenweise Aufarbeitung meiner Vergangenheit brauche, jährlich achtzehn neue Bücher kaufen. Praktisch wäre auch ein Chip, den ich mit allerlei wichtigen Informationen bespielen könnte. Ein Chip, der meinem Gegenüber sagt, dass ich klatschende Hände auf Konzerten, ja Konzerte ganz allgemein meide und dafür Ketchup auf kalten Nudeln liebe, dass ich Füße im Gegensatz zum Rest der Welt eher schön als hässlich finde und noch nie in meinem Leben eine Gurke gegessen hab. Ich würde den Chip

mit unscheinbaren, unwichtigen Informationen wie diesen bespielen und ihn der anderen Person direkt in den Neocortex stecken, wenn ich könnte. Zack!

Aber von wegen Digitalgesellschaft. Wir züchten Laborhaut und klonen Schafe, die wiederholte Vorstellung der eigenen Person allerdings soll für den Rest des Lebens fixer Bestandteil eines jeden Erstgesprächs sein. Wer hat schon Lust, immer und immer wieder von vorne anzufangen, wenn er die Option hat, einfach unter die Bettdecke einer bekannten Person in die zu Unrecht kritisierte Komfortzone zu kriechen? Wer hat Lust, Schicht für Schicht abzulegen, um am Ende doch wieder alleine und nackt mit all seinen Unstimmigkeiten zurückgelassen zu werden?

Das, was andere an Dates schätzen (Spannung! Hoffnung! Körperkontakt!), ist für mich ein Hochrisikofaktor, den ich nur unter sehr widrigen Umständen bereit bin auszuhalten wie einen gynäkologischen Abstrich alle sechs bis zwölf Monate. Dann, wenn ein Tag nicht mehr schlechter werden kann. Momente, in denen ich kurz davor bin, zu kündigen, oder aus unerklärlichen Gründen entschieden habe, etwas anderes als C5 bei meinem Lieblingschinesen im Wedding zu bestellen.

Ich wünschte, ich könnte einen Flyer austeilen für No-go-Themen und alte Trigger.

Was, wenn er nicht an die Evolutionstheorie glaubt oder, noch schlimmer: Sozialwissenschaften nicht für eine *richtige* Wissenschaft «so wie Mathematik» hält und mir im Laufe der darauffolgenden Diskussion selbstbewusst mein komplettes Studium abspricht. Ich bin nicht auf so etwas vorbereitet. Niemand sollte auf so etwas vorbereitet sein.

Einmal hat ein Typ behauptet, dass er Medizin studiert, obwohl er in Wahrheit eine einjährige Auszeit genommen hatte, um dann vielleicht doch eher «so in Richtung Philosophie zu gehen». SO IN RICHTUNG PHILOSOPHIE.

Ein anderer gab vor, sich von seiner Freundin getrennt zu haben, mit der er seit zwei Jahren zusammenlebte, ohne eine realistische Ausrede dafür zu erfinden, warum ich ihn nicht zu Hause abholen konnte. Seine Zurückhaltung, die anfangs noch als mystisch durchgehen konnte, entpuppte sich als Depression.

Es kann ja wirklich jeder so depressiv sein, wie er will, darum geht es nicht. Jeder kann «nicht er selbst» sein, für zweieinhalb Stunden. Aber schaff das mal hochgerechnet auf ein Jahr!

Es kommt später eh alles raus, was man vorher erfolgreich nicht erzählt hat. Die reichen Eltern. Die armen Eltern. Der Vater mit der Kunstprofessur. Die Mutter mit dem Alkoholproblem. Die Bindungsangst. Diese eine Sache, die dann im Internet gelandet und seither nicht mehr aus den Google-Suchergebnissen verschwunden ist. Die Verlobung. Die Bude mit der Exfreundin, in der man noch immer wohnt, ohne die hässliche, gemeinsam auf dem Flohmarkt erworbene Couch endlich auf dem Sperrmüll zu entsorgen, weil die Katze gern drauf schläft.

Es fällt mir schwer, zwischen vermeintlich fünfzig Optionen im Smartphone abzuwägen und nach ein paar schwierigen Geburten nicht wie eine Miesmuschel zuzumachen, wenn keiner bereit ist, seine Hosen runterzulassen.

Der Ärger über den Gin Tonic, den ich doch noch getrunken, das Schnitzel, das ich für unfassbare 23 Euro bestellt und in unangenehmer Atmosphäre runtergeschlungen habe, weil ich aus Höflichkeitsgründen nicht schon nach den ersten drei Minuten gehen wollte - sie sind ein Grund, warum ich keine Lust habe, ihn oder sie oder dich kennenzulernen.

Der andere ist mein Haufen Erinnerung, den ich nicht teilen kann. Zumindest nicht mit der Person, die jetzt vor mir sitzt und sich auf einen «netten Abend» freut. Weil sie nicht dabei war, als ich mit dem Rauchen aufhörte und statt-



dessen einen Food-Blog gründete, oder diesen Streit mit meiner Studienfreundin hatte, mein Gott, sie weiß nicht einmal, wer meine Studienfreundin *ist*.

Es ist schwer, weil mich Kennenlernen auch immer daran erinnert, was ich verloren habe, während ich wie selbstverständlich Drinks und Geschichten ansetze und von den kleinen und großen Lieben, Umzügen und Erwartungen ans Leben erzähle, als ob all das davor ausgelöscht werden könnte mit ein bisschen neuem Feuer.

Anders als Drew Barrymore tut mir Adam Sandler leid, während ich die DVD aus meinem alten Recorder pule. Keine Erinnerungen zu haben, es scheint für die meisten von uns ein Ding der Unmöglichkeit.

[...]

## **Teil zwei**

# **Willkommen in der Ellbogengesellschaft**

Dass die Beziehung zwischen der Arbeit und mir schon sehr früh eher unangenehmer Natur war, kann ich so auf jeden Fall festhalten. Ich hab nie verstanden, warum man seine ganze Schulzeit darauf hinarbeitet, als Erwachsener frühmorgens aufzustehen, um seine Zeit in sterilen Unternehmenskomplexen abzusetzen. Während meine Eltern ihren Jobs nachgingen, verbrachte ich meine Zeit in der Oberstufe zwischen 8.00 und 14.00 Uhr nägelkauend auf der Zweierbank neben einer Vorzeigeschülerin aus Groß Enzersdorf mit Hang zum Übertrumpf.

Mit ihren guten Manieren und der Garderobe einer 40-jährigen Vorstandsvorsitzenden ausgestattet, war sie schon mit 16 perfekt vorbereitet auf die unbarmherzige Leistungsgesellschaft, in die uns das Schulsystem später entlassen würde, und hatte, anders als ich, migrantisches Mittelschichtskind mit proletarischer Grundsozialisation, keinerlei Probleme, bei ihren Ferialpraktika in mittelständischen österreichischen Unternehmen einen Platz zu finden. Keinerlei Probleme damit, sich in ein künstlich konstruiertes Gefüge einzugliedern, das jedem Mitglied seiner Kette eine klare Position mit festgelegtem persönlichen Spielraum gewährte.

Die Wirtschaftskrise kannten wir aus den Zeitungen. Im BWL-Unterricht führten wir Tagebuch darüber, als ob es sich dabei um eine lustige Geschichte und nicht das Dahinbröckeln unserer Zukunft handelte.

Während sich keines meiner Praktika je über Nacht in ein tatsächliches Jobangebot verwandelte, wurde die Vorzeigeschülerin nicht müde zu betonen, wie gerne die Kol-

legen sie um sich hatten und wie bald sie schon nach der Schule in der Abteilung ihrer Tante als Projektmanagerin anfangen könnte, ohne zu bemerken, dass sie mich damit verletzte.

Ich wusste damals nicht, was sie anders machte als ich, aber sie machte ganz offensichtlich etwas richtig, während ich in der Regel dazu angetreten war, den ganzen Sommer lang vor einem Computer ohne Internetzugang zu sitzen und auf den sogenannten Feierabend zu warten, der weniger aus Feiern als aus Angst vor dem nächsten Morgen bestand.

Ich war keine, die man mit stumpfsinnigen Arbeiten abspesen konnte, ohne deren Sinn zu erklären. Ich war ein richtiger *pain in the ass*.

So würde das nicht weitergehen, später, sagte ich mir. Obwohl ich keine Lust auf ein Studium und weitere fünf Jahre Lernerei hatte, sah ich es als notwendiges Sprungbrett, das mich zumindest kurzzeitig aus der Marktabhängigkeit katapultieren würde, bevor ein paar Jahre später der große Bauchfleck<sup>2</sup> folgte.

Im Herbst 2010, ich hatte gerade meinen Doppelbachelor in Politik und Publizistik in Wien begonnen, war ich auf der Suche nach einer geringfügigen Beschäftigung, die mich nicht groß vom Studium abhalten und gleichzeitig genug Geld für einen Abstecher ins Wiener Nachtleben abwerfen würde. Kann ja nicht so schwer sein, sagte die 18-Jährige, ohne nennenswerte Berufserfahrung, in hoffnungsvoller Erwartung auf die ihr bevorstehende Arbeitswelt.

«Assistentin eines Steuerberaters» klang in meinen Ohren nach einer Tätigkeit, mit der man sowohl bei den Großeltern («Endlich was Gscheits!»), als auch unter den angehenden Jurastudierenden im Freundeskreis angeben kann-

---

2 Österreichisch für: Bruchlandung auf dem Wasser

te, die, anders als man selbst, vermeintlich etwas Richtiges studierten. Ich bekam den Job.

Witzig, wie angenehm sich der Erfolg einer Zusage anfühlte, selbst wenn mir die Aussicht auf die bevorstehende Arbeit einen mittelgroßen Knoten im Hals verursachte.

Im vierten Stock eines noblen Altbaus im ersten Wiener Gemeindebezirk angekommen, sollte ich erfahren, was es bedeutet, eine Angestellte zu sein. Die Firma war in etwa so alt wie ihr Besitzer und bestand - exklusive mir - aus drei Personen. Dem Folterherrn, einem etwa 60-jährigen Grantler der alten Wiener Schule mit weißen Haaren und Schnauzer, der kein Mitgefühl für niemanden übrig hatte; seiner jungen, blonden Sekretärin aus dem Mühlviertel, deren zähe Mundart mir bei Absprachen zu schaffen machte, und der etwa 50-jährigen, zierlichen Buchhalterin ohne bleibenden Eindruck. Der Büroprunkraum erinnerte an eine Kulisse aus der Hofburg: Edelholzvertäfelung, Damast an den Wänden. Eigentlich verwunderlich, dass wir keinen Hofknicks machen und im Kostüm antanzen mussten, wo schon der Rest der Arbeitsatmosphäre so stark ans Feudalsystem erinnerte.

Neben seiner eigentlichen Tätigkeit als Jurist war der Folterherr vor allem damit beschäftigt, seine Scheidung durchzuboxen. Die Mitarbeiterinnen durften abwechselnd seine in unleserlicher Handschrift verfassten Protokolle abtippen und sich die abfälligen Bemerkungen über seine Exfrau im Sorgerechtsstreit um seinen Sohn anhören. Das Klima war angespannt.

Ich hatte die Aufgabe, Post abzuholen, Taxi- und Essensrechnungen in Excel-Tabellen einzutragen und, sobald ich fertig war, die überquellenden Ordner an den vier Meter hohen Wänden neu zu sortieren, die sich altersbedingt bereits aufzulösen schienen. Fünfzehn Stunden die Woche sei das wohl auszuhalten, sagte ich mir. Die Arbeit war langweilig, stumpfsinnig und unterfordernd.

Der Folterherr beachtete mich kaum. Seine 55-jährige Buchhalterin hatte nicht so viel Glück. Wenn sie ihren Arbeitsplatz um 17 Uhr verlassen wollte – was dem Ende ihrer Arbeitszeit entsprach –, ließ er abfällige Witze über ihr Liebesleben fallen. Mal vor, mal hinter ihrem Rücken. «Die Alte fährt wohl schon wieder früher heim zu ihrem Habschi<sup>3</sup>, damit er sie vom Bahnhof abholt», gehörte zum beleidigenden Standardrepertoire. Manchmal ließ er sie nicht gehen, weil angeblich «noch schnell etwas erledigt gehörte». Sie blieb sitzen und sagte: nichts.

Ich mochte die Buchhalterin. Sie war immer nett zu mir. Einziges Manko: Für meinen Geschmack holte sie deutlich zu selten zur Widerrede aus. Manchmal sah ich Tränen in ihren Augenwinkeln, wenn sie sich die Jacke überwarf und nach Hause ging. Warum kündigte sie nicht, wo ihre Menschenwürde so eindeutig verletzt wurde?

Die Antworten auf meine naiven Fragen kenne ich heute. Aus Angst, die Miete nicht bezahlen zu können. Aus Mangel an Alternativen in ihrem Alter. Aus Vorfreude auf bessere Zeiten in der Pension. Für mich ging es um nichts. Für sie durchaus um etwas. Hartnäckig klammerte sie sich an den alten Vorstellungen fest, die ihr Sicherheit vorgaukelten, ohne diese tatsächlich zu gewährleisten.

Als ich nach Weihnachten von meinen Großeltern zurück nach Hause kam, fand ich einen an mich adressierten Brief im Postkästchen meiner Eltern. Es handelte sich um einen dieser Momente, in denen niemand erst auf ein passendes Messer zum Öffnen wartet, sondern der nächstbeste Gegenstand zur Hand genommen wird, der sich zum Überbringen der Hiobsbotschaft eignet.

Als ich den Brief eilig mit meinem Schlüssel aufriss, ahnte ich Schlechtes und sollte recht behalten. Ich war ohne

---

3 Österreichisch für: Liebhaber

vorherige Alarmsignale gekündigt worden. Ich «brauche nicht mehr zu kommen», stand da auf zwei Zeilen. Schwarz auf weiß. Ich sei mit der Arbeit «überfordert».

Meine erste Kündigung war ein Erlebnis, das keines Eintrags im Tagebuch bedurfte, um mich auch noch Jahre später an das Fehlversagen zu erinnern. Ich war so wütend. Lange machte ich mir Vorwürfe und grübelte darüber, was ich besser hätte machen können. Ob ich nur freundlicher lächeln oder aufmerksamer hätte Akten schichten müssen? Meine Vorgängerin hatte es doch auch geschafft. Überhaupt gab es immer irgendjemanden, der meinen Job offenbar besser schaffte als ich. Jemanden, der bereit war, mehr zu geben, mehr zu machen, mehr auszuhalten.

Auf der Homepage der Uni-Jobbörse fand ich ein paar Tage später, als ich nach etwas Neuem Ausschau hielt, dasselbe Stelleninserat wieder. Es war ein bisschen wie den Ex auf Tinder sehen, obwohl man ihn gar nicht wiederhaben will. Kein gutes Gefühl, das mir klare Sicht auf ein Problem bescherte: die eigene Ersetzbarkeit.

Diese Geschichte lehrte mich eines: Es wird nicht erwartet, dass wir mutig sind und für unser Recht, beispielsweise zu einer vereinbarten Uhrzeit nach Hause zu gehen, einstehen. Dass wir unsere Würde verteidigen, wenn sexistische Aussagen die Runde machen. Es wird erwartet, dass wir dableiben, bis unser Chef geht, weil wir sonst als faule Angestellte gelten. Gehorchen und uns in die Machtstrukturen einfügen, die vorhanden sind. Verharren, bis wir gekündigt werden oder die Verträge auf natürlichem Weg auslaufen wie schlecht verschraubte Joghurt-Drinks in Henkel-taschen. Wer das nicht tut, wird ersetzt. Und das schneller, als er morgens sein Mail-Programm öffnen kann.

Die Angst, ersetzt zu werden, hat sich bis heute bei mir eingebrannt. Sie war der Triumph meines ersten Arbeitgebers, der mich mit einer Geste für den Markt kompatibel machte.

Auch bei meinem nächsten Job an der Rezeption eines Fitnesscenters war ich eine austauschbare, billige Arbeitskraft.

Die Schichten auf der nach Putzmittel und Schweiß riechenden 500-Quadratmeter großen Fläche gingen von 6 Uhr morgens bis mittags, dann von mittags bis 18 Uhr und dann von 18 Uhr bis Mitternacht. Aufsperrern oder Zusperren, die Geräte checken, Abonnements verkaufen, Proteinhakes mit unterschiedlichen Geschmacksrichtungen und Zusatzstoffen anbieten – das waren meine Aufgaben. Von meiner vorherigen Erfahrung enttäuscht und geläutert, gab ich diesmal wahrlich mein Bestes. Ich grüßte freundlich, sperrte immer rechtzeitig auf und zu, machte keinen Fehler bei der Kasse. Die Chefs waren zufrieden – bis zu diesem einen Vormittag.

Ich tat etwas, das zwar für den menschlichen Verstand, aber nicht unbedingt für das betriebliche Wachstum stand: Ich vergaß, einem Kunden ein Solariumabonnement anzubieten, als der Chef gerade im Kontrollmodus hinter mir stand. Vergessen ist in diesem Kontext vielleicht das falsche Wort. Der Mann hatte einen erschreckend rötlich entzündeten Teint und meiner Ansicht nach keinerlei Sonnenbank-Nachholbedarf. Der Chef allerdings sah das anders.

Nachdem der Kunde meinen Fittichen entkommen war, fragte der Chef selbst noch mal nach und bekam als Antwort ein knappes und erwartbares «Nein» zu hören. «Na bitte», dachte ich mir. «Geht doch.» Wenig später wurde ich samt zittrigen Knien ins Hinterzimmer zitiert. Nichts triggert so sehr wie spontane Personalgespräche. Der Chef meinte, ich hätte einen schlechten Job im Verkauf gemacht, schließlich solle ich immer fragen, ob die Kunden zusätzliche Abos oder Proteinpulver möchten. Auf seinem Tisch lagen bereits die Bewerbungsunterlagen neuer Mädchen.

Als ich erklärte, dass ich mir um die Gesundheit des Mannes Sorgen gemacht habe, fuhr er mir über den Mund.

Ich war eine Nummer im Personalwesen. Sein Business, seine Regeln. Kurz vor meinem hart verdienten Sommerurlaub bekam ich: die Kündigung – und fuhr mit dem grandiosen Gefühl nach Kroatien, mich wieder zur Idiotin der Nation gemacht und für etwas eingestanden zu haben, das außer mir niemand wertschätzte. Hätte ich doch einfach nach dem Abonnement gefragt, hätte ich doch meinen Kopf ausgeschaltet, meinen gottverdammten Mund geöffnet.

19 Jahre, und schon wollte mich niemand auf dem Arbeitsmarkt haben. Wie sollte das weitergehen? Würde ich für immer bei meinen Eltern wohnen bleiben, vereinsamt und unfähig, für mich selbst zu sorgen?

Ich versuchte mir einzureden, dass ich das Richtige getan hatte, dass ich nicht gegen meinen Willen handeln konnte, dass ich nicht – nur weil eine Handlungsanleitung Handlungsanleitung war – danach arbeiten musste, weil ich mein eigener Mensch war. Und doch sah ich, als ich meine frisch gewaschene Arbeitskleidung zurückbrachte und mich von den Kolleginnen verabschiedete, dass es andere gab, die all das sehr wohl schafften.

Die, die es schafften, sich wie hörige Maschinen zu verhalten, die zur Sekunde eins ein Lächeln für die Chefs aufsetzten, um am Ende des Monats ein lächerliches Gehalt auf dem Konto zu haben, von dem am Ende des nächsten Monats mal wieder nichts übrig war für die neue Waschmaschine. Kolleginnen, die sich gerade für ein Haus verschuldet hatten und keinen anderen Ausweg fanden, als hierzu bleiben und sich gegen ihren Willen zu unterwerfen.

Oder, noch schlimmer, all das mit Bravour auszuhalten und sich anzupassen an eine kranke Gesellschaft. Kolleginnen, die gar nicht bemerkten, dass ihre Klagen über zu spät ausbezahlte Gehälter, nicht bewilligten Urlaub und unbezahlte Überstunden damit zusammenhingen, dass sie es sich bequem gemacht hatten im kleinstmöglichen Übel und die Kompetenz über ihr Leben in die Hände anderer legten.



«Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» lautete der Schlachtruf zu einer Zeit, als es den Armen überall auf der Erde schlecht ging. Aber wie Branko Milanović, der frühere Chefökonom der Weltbank, feststellt: «Die proletarische Solidarität ist tot, weil es kein globales Proletariat mehr gibt.»<sup>2</sup> Und er hat recht damit: Auf den ersten Blick ist es heute kaum noch zu erkennen, wer als Kind sozial schlechter gestellter Eltern zur Welt kam und wer reich geboren wurde. Dank der Billigtextilproduktion in Ländern, in die niemand freiwillig in den Urlaub fährt, muss sich keiner mehr in Fishbone-Klamotten zwängen, sondern kann – zack, zack – mit hipper Hose und Samtshirt zum x-beliebigen Studi-Hipster mutieren. Was an ökonomischem Kapital und Connections fehlt, muss später mit Bereitschaft – und wie man so gerne sagt: Motivation – wiedergutmacht werden.

Arbeiten, so heißt es, müssen alle. Und das mag schon stimmen. Nur, wenn ihr mich fragt, nicht unter jeder idiotischen Bedingung.

Noch bevor ich diesen Text schrieb, ging ich alle möglichen Argumente gegen ihn durch. Die Argumente der Mamas und Papas («Pass auf dich auf, wenn du so etwas sagst!»), jene meiner alten Freunde aus Schulzeiten («War ja eh klar, dass die nichts Ordentliches arbeiten will!»), die der etablierten Redakteure im Feuilleton, die sich über den kindischen Anfall zur Veränderung («Verallgemeinernd und unwissenschaftlich!») lustig machen würden. Noch dazu verfasst von einer Frau unter 30 aus dem studentisch-urbanen Milieu. Einer Person, die ihre eigenen lächerlichen Probleme mit den Problemen einer ganzen Generation verwechselt.

Ich werde mir Kritik von alten Arbeitskollegen anhören können, dass ich mich «doch einfach nur zurücknehmen müsse», dass ich «nicht immer so dramatisch und ener-

gisch» sein solle. Statt mir zuzuhören, werden sie meine Ideen als nicht durchführbar und utopisch bezeichnen, weil sie nicht mit ihren Vorstellungen des Status quo vereinbar sind.

Dabei schrieb schon Oscar Wilde: Sobald wir das Land des Überflusses erreicht hätten, müssten wir unseren Blick auf den Horizont richten und erneut Segel setzen. Nur: Der Horizont bleibt heute leer, weil das Land des Überflusses in Nebel gehüllt ist. Just in dem Moment, in dem wir uns der historischen Aufgabe hätten stellen sollen, diese reiche, sichere und gesunde Welt mit Sinn zu erfüllen, beerdigten wir stattdessen die Utopie. Wir haben keinen neuen Traum, durch den wir sie ersetzen könnten, weil wir uns keine bessere Welt als die vorstellen können, in der wir heute leben.<sup>3</sup>

Wie oft schon musste ich mir als vermeintliche Schneeflocke anhören, dass ich doch bitte nicht so vehement auf meinen «Sonderstatus» pochen solle («Dir geht es doch gut!»), weil ich die Gegenwart einer Wohlstandsära kritisiere, in der sich das Leben frei nach dem amerikanischen Politikwissenschaftler Francis Fukuyama nur noch um wirtschaftliche Berechnungen, die endlose Lösung technischer Probleme, den Umgang mit Umweltproblemen und die Befriedigung anspruchsvoller Konsumbedürfnisse dreht?

Wie oft musste ich mir Texte durchlesen, in denen alte Menschen über mein ach so privilegiertes Milieu urteilten, als ob sie eine Ahnung von unseren erbrachten Opfern, unseren Wertvorstellungen und dem tatsächlichen Erbe hätten, das sie uns ökonomisch und moralisch hinterließen? Vom Klimawandel mal ganz abgesehen.

Tatsächlich glauben die meisten Menschen in reichen Ländern, dass es ihren Kindern schlechter gehen wird als ihnen selbst - und auch ich sehe, dass sich meine Eltern sorgen. Wie sonst kann es sein, dass ihre Tochter mit Mitte, Ende zwanzig, drei Universitätsabschlüssen und einem mehr oder minder stabilen Einkommen keine eigene Woh-

nung mehr ohne ihre Bürgschaft findet, während sie ohne Universitätsabschluss im selben Alter ein Haus auf eigenem Grund bauten?

Das bereits Bekannte in diesem Buch zu wiederholen ist ein Versuch, das Offensichtliche öffentlich zu machen. Es ist weder Antwort noch Anleitung, sondern ein großes Nein auf die Frage: Soll das alles gewesen sein, was die Leistungsgesellschaft seit der Einführung der Fünftagewoche zustande brachte?<sup>4</sup>

Wollen wir so leben? In einer westlichen Gesellschaft, in der zwar nahezu jedermann Wohlstand, Sicherheit und Gesundheit genießt, aber morgens keinen Grund hat, aus dem Bett zu steigen, weil es im spätkapitalistischen Paradies angeblich nichts mehr zu verbessern gibt?

Wir Millennials sollten gewisse Arbeitsumstände nicht mehr hinnehmen, nur «weil es immer schon so gewesen ist» – übrigens die beschissenste Begründung für alles.

Das wahre Problem unserer Zeit, das Problem unserer Generation ist nicht, dass es uns nicht gutgeht. Das größte Problem ist, dass wir uns nichts Besseres vorstellen können als das Hier und Jetzt – so Rutger Bregman. Dabei träumte bereits Benjamin Franklin davon, dass der Menschheit einmal vier Stunden Arbeit pro Tag reichen würden und das Leben in der übrigen Zeit aus «Freizeit und Vergnügen» bestehen könnte, genauso wie der Literaturnobelpreisträger George Bernard Shaw im Jahr 1900 prophezeite, dass wir im Jahr 2000 nur noch zwei Stunden pro Tag würden arbeiten müssen.

Theoretisch deutet alles darauf hin, dass wir auf eine ausreichende Dosis Arbeitslosigkeit angewiesen sind, um glücklich zu werden, gleichzeitig ist unsere Freizeit so eng mit der Arbeit verknüpft wie nie zuvor. Wir sollen einen Beruf wählen, den wir lieben, um «nie wieder einen Tag in diesem Leben arbeiten zu müssen», und leisten schlussendlich dank Smartphone jede Woche elf Stunden mehr.<sup>5</sup>

Wenn es mit der Liebe nicht klappt, so sagt man, sollen wir uns einfach auf die Karriere™ konzentrieren, denn die wacht «schließlich nie eines Morgens auf und sagt, dass sie uns nicht mehr liebt»<sup>4</sup>. Zumindest, solange wir sie wie eine Schlange mit ausreichend Mäusen füttern.

Was uns jetzt übrig bleibt, bis das bedingungslose Grundeinkommen für alle eingeführt und die Wochenarbeitszeit kollektiv auf 20 Stunden gesenkt wird? Wir können entweder träumen. Oder im Kleinen tätig werden. Hinsehen, wenn andere oder wir selbst respektlos behandelt werden. Oder aufhören, die Möglichkeit, ersetzt zu werden, als Worst-Case-Szenario zu fürchten. Irgendwann werden große Konzerne und mittelständische Unternehmen keine Mitarbeiter mehr finden, die nach ihrer Pfeife tanzen.

Die Transformation der Arbeitswelt, die ich im Sinn habe, ist keineswegs ein Abschied von der Arbeit selbst, sondern vielmehr von der «Dominanz und dem Umfang bestimmter Formen ihrer Ausübung», wie der Philosoph Martin Seel im Magazin *Hohe Luft* schreibt. «Denn die Alternative zur Arbeit liegt nicht in einer Befreiung von der Arbeit, sondern in einer Befreiung *der* Arbeit - durch eine Reduzierung ihrer vergleichsweise eintönigen, vor allem aber durch eine Steigerung ihrer vergleichsweise selbstbestimmten Formen.»

Amen, Herr Professor. And now, listen.

[...]

---

4 frei nach Lady Gaga

## Endnoten

**1 Roche, Charlotte:** «Holt euch endlich, was euch zusteht». Erschienen am 17. Mai 2018, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin*. <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/charlotte-roche-jetzt-koennte-es-kurz-wehtun/holt-euch-endlich-was-euch-zusteht-85687> (Letzter Aufruf: 5. 6. 2018)

**2 Bregman, Rutger:** «Utopien für Realisten», Rowohlt 2017, S. 218

**3** Vgl. **Bregman**

**4** Im Jahr 1933 verabschiedete der US-Senat ein Gesetz zur Einführung der 30-Stunden-Woche. Obwohl die Gesetzesvorlage aufgrund des Widerstands der Industrie im Repräsentantenhaus scheiterte, blieb die Verkürzung der Arbeitswoche das wichtigste Ziel der Gewerkschaften. 1938 wurde die Fünftagewoche schließlich gesetzlich festgeschrieben. (Bregman 2017: 132 f., Rowohlt Verlag)

**5 Yoon Ja-young,** «Smartphone leading to 11 hours' extra work a week», in: Korea Times